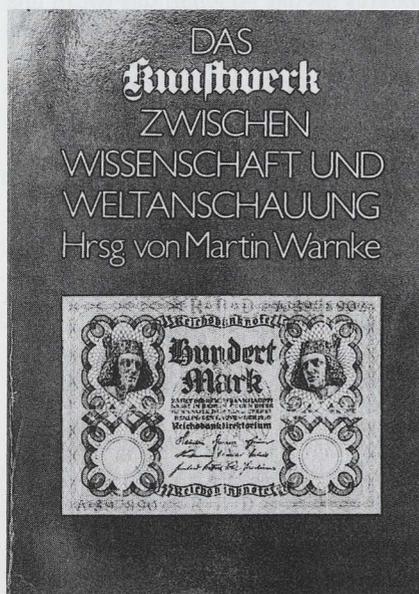


Die an dem Reformprozeß und -kongreß 1970 Beteiligten haben Auswirkungen ihres Engagements auf drei Feldern zu verzeichnen: Auf einem persönlichen, einem institutionellen und einem wissenschaftlichen Feld.

1. – Was auf der persönlichen Ebene sich abgespielt hat, geht eigentlich nur die Betroffenen etwas an, obwohl aus manchen Schicksalen vieles über die Strukturen unseres Faches zu lernen wäre. Ich darf vielleicht so viel festhalten: Von den neun jungen deutschen Fachkollegen, die an der von mir zu verantwortenden Sektion »Das Kunstwerk zwischen Wissenschaft und Weltanschauung« (Abb. 1) und an der unter dem gleichen Titel erschienenen Buchpublikation mitgewirkt haben, haben drei bis heute keine feste Stelle; einer ist ins Ausland gegangen, während vier weitere nicht an klassischen Universitäten, sondern an Fachhochschulen oder Pädagogischen Hochschulen untergekommen sind. Daraus ergibt sich: Jeder mag einmal einem Reformeifrigen begegnet sein, der nur an seine Karriere dachte, – in der Regel ist es nie so weit gekommen. Wer einmal eine prosopographische Geschichte der Reformbewegung in der Kunstgeschichte zu schreiben hätte, würde bis in die jüngste Zeit hinein auf ein unentwirrbares Netz von Ausschließungstaktiken, Verhinderungsstrategien, von offenen und geheimen, erbetenen oder lancierten gutachtlichen Stellungnahmen stoßen, mit denen Einzelne, manchmal auch Gruppen oder Schulen mehr oder weniger blockiert wurden. Die wenigen Reforminstitute fühlten sich ihrerseits unter Solidaritätsdruck, sodaß es, vor allem an Universitäten, relativ selten zu einer



entkrampften und selbstverständlichen beruflichen Kooperation zwischen Reformern und Konservativen gekommen ist. Wo dies dennoch der Fall gewesen ist, konnte es nach meinem Wissen zu einer glücklichen und fruchtbaren Zusammenarbeit kommen.

Wenn ich auf der persönlichen Ebene eine der wesentlichen Folgewirkungen benennen sollte, mit der schwer zurechtzukommen war, dann würde ich eine herausstellen: die lebenslängliche plakative Abstempelung, die einen jeden, der sich exponiert hat, total und für den Rest des Lebens persönlich, ideologisch, politisch und wissenschaftlich stigmatisierte. Wenn ich recht sehe, handelt es sich durchaus um eine fachspezifische Umgangsform, die in anderen geisteswissenschaftlichen Fächern nicht in gleichem Maße um sich gegriffen hat. Die bis zur psychischen Verstockung führende Verkrampfung mag für beide Seiten gelten, doch für die eine Seite waren die Folgen gravierender als für die andere.

2. – Was die institutionelle Ebene angeht, so neige ich selbst dazu, die Folgewirkungen der Reformimpulse von um 1970 positiver einzuschätzen als es gewöhnlich geschieht. Die Popularität der Denkmalpflege verdankt sich nicht zuletzt den Aktivitäten und Debatten, die von links auf diesem Felde entfacht wurden. In den Museen ist die Lage der Volontäre im allgemeinen verbessert worden. In besonderen Maße ist die Museumsdidaktik eine Reforminitiative, die inzwischen vielerorts selbstverständlich geworden ist, was nicht hindern sollte, sie stärker in die fachlichen Diskussionen hineinzubeziehen als es noch immer der Fall ist. Still geworden ist es um die Mitbestimmung an den Museen. – Die Institutsstrukturen an den Universitäten sind zunächst geprägt von den jeweiligen gesetzlichen Bestimmungen. Es soll hier nicht die Rede sein von fortschrittlichen und reformierten Universitätsinstituten, von ihrer Entstehung und Entwicklung, ihren Krisen und Neurosen, ihren Defiziten und Leistungen. Es gibt auch allgemeine Fortschritte: So dürfte die Berücksichtigung der modernen Kunst im Lehrangebot, sei es durch Lehrbeauftragte oder sei es durch eigens ausgewiesene Professuren, fast überall schon selbstverständlich sein.

Möglicherweise eine Folgewirkung des Reformschocks ist eine Verschlechterung im Austausch zwischen den Instituten. Jede Sparte veranstaltet ihre Kongresse und Symposien, eine gesamtfachliche Verantwortung drückt sich allenfalls in der Zusammensetzung einiger Kuratorien oder Vorstände aus.

An die Frauen hat meines Wissens 1970 noch niemand gedacht.

3. – Eine Bilanz auf wissenschaftlicher Ebene zu ziehen, ist vielleicht noch immer verfrüht. Erfolge und Mißerfolge kann jedermann am ehesten an den Zielen messen, die damals verfolgt wurden. Ich nenne drei. Ein Ziel war ein wissenschaftliches Klima, in dem es möglich sein sollte, alle Themen und Theorien vorzustellen und herrschaftsfrei zu diskutieren. Ein anderes Ziel war die Behandlung neuer Themen und Gegenstände, so z.B. die moderne Kunst, Alltagsästhetik, nationalsozialistische Kunst, Siedlungsarchitektur, kunstsoziologische und politische Themen, Fotografie und Medien, Fachgeschichte usw.. Schließlich war ein Hauptziel die Erweiterung des Methodenspektrums, insbesondere um eine sozialwissenschaftliche Dimension, die zugleich eine gesellschaftliche Selbstbestimmung des Faches ermöglichte. Jeder kann überprüfen, inwieweit diese Ziele etwa in den neuen Organen, die hierfür geschaffen wurden: in den »Kritischen Berichten« und in den »Kunstwissenschaftli-

chen Studien des Ulmer Vereins« oder in den Tagungen des Ulmer Vereins eingelöst wurden. Ich selbst habe immer vermißt, daß innerhalb des Ulmer Vereins das große und interessante Spektrum an methodischen und theoretischen Positionen, die vom dogmatischen oder angelesenen Marxismus, von einer schnellen Verarbeitung Luhmanns oder Habermas', von selbstgefertigten Wahrnehmungstheorien im Anschluß an Arnheim oder Gombrich bis hin zu Schnellkursen bei Elias, Bourdieu oder Lévi-Strauss reichten, nie wirklich dabattiert wurde, so daß es den Anschein hatte, im Ulmer Verein hätte sich eine Blockpartei organisiert. Wahrscheinlich war die Angst, im Streit auseinanderzufallen, größer, als das Bedürfnis nach einer theoretischen Vertiefung. Das ersehnte Forum offener, freier Diskussion und Auseinandersetzung ist, jedenfalls nach meinen Beobachtungen, nicht zustande gekommen.

Der 20. Jahrestag des Kölner Kongresses fällt ja in eine Zeit, die wohl auch einen großen Teil der damaligen Hoffnungen und Ansprüche obsolet werden läßt. Wie ich selbst, erhofften damals viele einen demokratisierten und humanisierten Sozialismus, in dem auch Kunst und Kunstgeschichte recht eigentlich zu sich selbst hätten kommen können. Diese Hoffnung sah sich immer durch den real existierenden Sozialismus eher desavouiert als gestützt. Dennoch könnten die gegenwärtigen Entwicklungen im Ostblock dazu genutzt werden, die gesellschaftlichen Implikationen unserer Theorien und Praktiken neu zu überdenken. Die Situation in der DDR fordert aus unserem Fach die Denkmalpflege in einem unvorstellbarem Ausmaße heraus. In methodischer und theoretischer Hinsicht ist denkmalpflegerische Renovierung ebenso fehl am Platze, wie die heimliche Retuschierung. Wenn die Abläufe von um 1970 eine Fähigkeit und einen Anspruch wecken und wach halten wollten, so war dies der Anspruch und die Fähigkeit kritischen Denkens und Fragens. Darin glaubten sie sich im Bündnis mit den Bewegungen und Intentionen avancierter Kunst. Wenn der kapitalistische Mammon alle Seelen und Köpfe erobert haben wird wie auf dem Kunstmarkt, dann wird sich eine »kritische Kunstgeschichte«, die die Restbestände alternativer Energie und Phantasie aufzubewahren sucht, vielleicht wie ein Atavismus ausmachen. Doch solange sie denkbar ist, ist sie auch möglich.